Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 643. **Dienstag** den 20. December 1898. **92. Jahrgang.**

Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen.

XVI.

Freundschaft mit Rußland zu halten, war einer der Angelpuncte von Bismarck's europäischer Politik (28. Capitel: Berliner Congreß.) So lange die deutsche Frage nicht entschieden war, mußte Preußen die Anlehnung an Rußland suchen, weil die russische Freundschaft ihm bei dem Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland förderlich sein konnte. Die Hilfeleistung zur Zeit des polnischen Aufstandes, wenn sie sich auch mehr auf dem Gebiete der Theorie als dem der Praxis hielt, verschaffte Preußen einen Anspruch auf das russische Wohlwollen und trug, bei der aufrichtig freundschaftlichen Gesinnung Alexander's II. für seinen Oheim Wilhelm I., gute Früchte bei der Neuordnung der deutschen Verhältnisse im Anschluß an die Kriege von 1866 und 1870/71. Nach dem französischen Kriege war Bismarck ehrlich bestrebt, den Bund der drei Ostmächte, der Europa fast 50 Jahre den Frieden verbürgt hatte, auf neuer Grundlage wieder herzustellen, und da allen drei Staaten das wichtigste Interesse — die Aufrechterhaltung des Monarchismus gegenüber den starken republikanischen Unterströmungen — gemeinsam war, so überwand Oesterreich die seit 1866 vorhandene Verstimmung und trat mit dem deutschen und dem russischen Reiche in freundschaftliche Beziehungen ein, die durch die Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin (September 1872) vor aller Welt besiegelt wurden. Deutschland fiel in diesem Bunde der drei Ostmächte die Aufgabe zu, zwischen Oesterreich und Rußland in ihren mancherlei collidirenden Interessen zu vermitteln, und Bismarck widmete sich ihr mit dem Eifer des „ehrlichen Maklers". Allein er konnte nicht verhüten, daß sich im Laufe des Jahres 1876 doch wieder die Dinge zwischen Oesterreich und Rußland zuspitzten bis zur Drohung mit offenem Kriege. In dieser Lage erwies sich die Macht des deutschen Reiches zum ersten Male als ein Hemmniß für die russischen Eroberungspläne. Wollte Rußland Oesterreich angreifen, so mußte es der deutschen Neutralität sicher sein; fiel Deutschlands Gewicht zu Gunsten Oesterreichs in die Waagschale, so schnellte Rußlands Schale leicht empor. Um Klarheit zu erhalten, wendete sich der Zar auf Antrieb Gortschakow's durch den deutschen Militärbevollmächtigten, General v. Werder, im Herbste 1876 telegraphisch an Bismarck mit der Frage, ob Deutschland bei einem russisch-österreichischen Kriege neutral bleiben würde. Die gewählte Form war durchaus ungewöhnlich. Der deutsche Militärbevollmächtigte war nicht dazu da, diplomatische Anfragen der russischen Regierung, deren Organ er nicht war, nach Berlin weiterzugeben, noch dazu in Angelegenheiten von solcher Bedeutung. Bismarck, der in Varzin weilte, lehnte zunächst ab, sich ohne höhere Ermächtigung zu äußern, und empfahl auf wiederholtes Drängen, die Frage auf amtlichem Wege durch den russischen Botschafter in Berlin im Auswärtigen Amte zu stellen. Neue Interpellationen durch Werder'sche Telegramme schnitten indeß diesen ausweichenden Weg ab, und da die Frage schließlich auch noch direct durch den Zaren selbst unter Betheiligung der russischen Botschaft in Berlin wiederholt und ihre vertrauliche Beantwortung auf Grund der bestehenden persönlichen Beziehungen erbeten wurde, so blieb Bismarck keine weitere Ausflucht. Er beschied den deutschen Botschafter, General v. Schweinitz, zu sich und hieß ihn die Antwort persönlich nach Livadia bringen. Sie war ein Meisterstück diplomatischer Feinheit und entsprach ganz der vermittelnden Haltung, die sich Deutschland zur Richtlinie seiner Politik genommen hatte. Bismarck betonte, daß Deutschlands erstes Bedürfniß sei, die Freundschaft zwischen den großen Monarchien zu erhalten, die der Revolution gegenüber mehr zu verlieren als im Kampfe unter einander zu gewinnen hätten. Sei der Friede zwischen Rußland und Oesterreich nicht aufrecht zu erhalten, so könnte Deutschland zwar ertragen, daß seine Freunde gegen einander Schlachten verlören oder gewönnen, aber nicht, daß einer von beiden so schwer verwundet und geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde. So wohlwollend diese Antwort auch für den Fall russischer Niederlagen lautete, die man freilich in Petersburg kaum für möglich gehalten haben dürfte, so gab sie doch Gortschakow willkommene Gelegenheit, dem Zaren die deutsche Freundschaft als zu „platonisch" zu verdächtigen und ihn zu einer friedlichen Auseinandersetzung mit Oesterreich zu bewegen, die nicht ohne Spitze gegen Deutschland war. Die Verhandlungen zwischen Rußland und Oesterreich, die schon bei einer Zusammenkunft der Kaiser beider Reiche am 8. Juli 1876 in Reichstadt eingeleitet worden waren, wurden jetzt wieder aufgenommen und zu Ende geführt. Sie gewährten Rußland die Erlaubniß zu einem Kriege gegen die Türkei für die „Befreiung" Bulgariens und verschafften Oesterreich als Preis der Neutralität den Besitz von Bosnien und Herzegowina. Daß Rußland die Geheimhaltung der Convention von Reichstadt vor Deutschland zur Bedingung machte, beweist das Mißtrauen gegen den bisherigen Freund. Gleichwohl ließ sich Bismarck nicht verstimmen; Deutschland bewahrte während des Krieges durchaus die wohlwollende Neutralität, die es Rußland zugesagt hatte, und als der Friede von San Stefano die Möglichkeit eines Krieges von England und Oesterreich gegen Rußland nahe rückte, ließ Bismarck auf Ersuchen Rußlands und unter Zustimmung Englands und Oesterreichs die Einladung zu einem Congreß in Berlin ergehen zu friedlichem Ausgleich der auf der Balkanhalbinsel zusammenstoßenden Interessen der europäischen Großstaaten. Gortschakow spielte auf dem Congreß eine eigenthümliche Rolle; er hatte seine Entsendung nach Berlin dem Zaren förmlich abgedrungen, während der eigentliche Träger des russischen Votums der Graf Peter Schuwalow war, und war nun eifrig bemüht, nach außen hin seine Unzufriedenheit mit dem Gange der Congreßverhandlungen und selbst der definitiven Beschlüsse zu documentiren, denen Schuwalow im Auftrage des Zaren seine Stimme und Unterschrift lieh. „Er fuchte", sagt Bismarck (23. Capitel), „seine russische Popularität im Sinne der „Moskauer Zeitung" frei zu halten von den Rückwirkungen russischer Concessionen, und bei Congreßsitzungen, wo solche in Aussicht standen, blieb er aus, unter dem Vorwande des Unwohlseins, trug aber Sorge, sich am Parterrefenster seiner Wohnung unter den Linden als gesund sehen zu lassen. Er wollte sich die Möglichkeit wahren, vor der russischen „Gesellschaft" in Zukunft zu behaupten, daß er an den russischen Concessionen unschuldig wäre: ein unwürdiger Egoismus auf Kosten seines Landes." Dabei war es eine unehrliche Fiktion, wenn Gortschakow behauptete, daß Rußland auf dem Congresse schlecht abgeschnitten habe, und eine offene Lüge, wenn die russischen Zeitungen, ohne von der die Presse sonst so sehr zügelnden russischen Regierung berichtigt zu werden, Deutschland beschuldigten, die Sache der Feinde Rußlands gefördert zu haben. Von Beidem ist das Gegentheil wahr: „Der russische Abschluß blieb auch nach dem Congresse immer noch einer der günstigsten, wenn nicht der günstigste, den Rußland jemals nach türkischen Kriegen gemacht hat", und „kein russischer Wunsch ist auf dem Berliner Congresse ausgesprochen worden, den Deutschland nicht zur Annahme gebracht hätte, unter Umständen durch energisches Auftreten bei dem englischen Premierminister, obwohl letzterer krank und bettlägerig war." Die von Gortschakow geförderte Preßhetze führte zu einer Entfremdung zwischen Rußland und Deutschland, für die weder im Interesse des Einen noch des Anderen dieser großen Nachbarreiche das mindeste Bedürfniß vorlag. Sie äußerte sich in der Anmaßung, mit der man in Petersburg bei den diplomatischen Verhandlungen über die Ausführung der Congreßbeschlüsse die unbedingte Förderung jedes russischen Interesses durch Deutschland erwartete, in der „nörgelnden Mißbilligung", der man auch dann Ausdruck gab, wenn die deutsche Diplomatie der russischen Politik freiwillig einen Beweis ihrer Freundschaft gegeben zu haben glaubte. Die Anmaßung steigerte sich bis zu dem unbilligen Verlangen, Deutschland solle seine Commissare anweisen, bei allen Divergenzen über die Auffassung der Congreßbestimmungen generell der russischen Auffassung beizutreten, d. h. die Macht des deutschen Reiches unbedingt in den Dienst der russischen Interessen zu stellen, während es Deutschland doch nur darauf ankommen mußte, „die Stipulationen des Congresses ehrlich auszulegen und seine Beziehungen zu den übrigen Großmächten nicht durch parteiisches Verhalten in Localfragen zu stören, die ein deutsches Interesse nicht berührten." Als Deutschland ein solches Ansinnen zurückwies, bestimmte Gortschakow den Zaren zu einem eigenhändigen Schreiben an Kaiser Wilhelm, das an zwei Stellen unzweideutige Drohungen enthielt, etwa des Inhalts: „Wenn die Weigerung, das deutsche Votum dem russischen anzupassen, festgehalten wird, so kann der Friede zwischen uns nicht dauern." Gleichzeitig gab Rußland durch Anhäufung von Truppen an seiner Westgrenze zu verstehen, daß seine Drohungen ernst gemeint seien, und aus Paris kam Bismarck die sichere Kunde, daß Rußland Frankreich einen gemeinschaftlichen Krieg gegen Deutschland vorgeschlagen habe und dort nur wegen mangelnder Kriegsbereitschaft abschlägig beschieden worden sei.

Die von Rußland jetzt geforderte Option Deutschlands zwischen der österreichischen und der russischen Freundschaft war schon zur Zeit des Balkankrieges einmal nahe gelegt worden durch Graf Peter Schuwalow, der im privaten Gespräche Bismarck den Vorschlag eines festen Bundes zwischen Deutschland und Rußland gemacht hatte. Bismarck hatte ein Bündniß mit Rußland zu Schutz und Trutz abgelehnt, da es „bei acuten Vorkommnissen von französischer und österreichischer Revanchelust" Deutschland bei seiner exponirten Lage in eine gefährliche Abhängigkeit von Rußland bringen würde; er hatte den Bund der drei Kaiser empfohlen, oder doch die Pflege des Friedens zwischen ihnen (29. Capitel: Der Dreibund). Der Brief des Zaren und andere Symptome lehrten, daß die Zeit des Einvernehmens der drei Ostmächte, das schon durch die Gortschakow'sche Intrigue von 1875 getrübt worden war, vorüber sei, und nöthigten Bismarck, auf neue Combinationen zu sinnen, durch die das Ziel der deutschen Politik, die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens, auf anderem Wege erreicht werden konnte. Der Gedanke an eine Coalition der Deutschland feindlich oder doch mißgünstig gesinnten Mächte verursachte ihm Alpdrücken, le cauchemar des coalitions, wie P. Schuwalow gesagt hatte.

Deutschland hatte gegen zwei der europäischen Großmächte siegreiche Kriege geführt; es kam darauf an, wenigstens einen der beiden Gegner der Versuchung zu entziehen, im Bunde mit anderen Mächten Revanche zu nehmen. Selbstverständlich konnte Frankreich hierbei nicht in Frage kommen, wohl aber Oesterreich, das mit Deutschland große geschichtliche Erinnerungen und wichtige Interessen gemeinsam hat und gegen einen eventuellen Angriff Rußlands bei Deutschland die natürliche Anlehnung suchen muß. Bismarck, in der Sorge vor Erneuerung der alten Kaunitz'schen Coalition von Frankreich, Oesterreich und Rußland, auf die mancherlei hinzudeuten schien, beschloß, die Stimmung des Grafen Andrassy zu erkunden, und traf mit ihm am 27. August 1879 in Gastein zusammen, zur selben Zeit, da Kaiser Wilhelm — gegen den Wunsch seines Reichskanzlers — sich zur Fahrt nach Alexandrowo rüstete, um seinen kaiserlichen Neffen von Rußland zu begütigen. Er entwickelte ihm die politische Situation, die bedrohliche Annäherung Rußlands an Frankreich, und ließ ihn die Consequenz selbst ziehen: gegen ein russisch-französisches Bündniß war der natürliche Gegenzug ein österreichisch-deutsches. Beide Staatsmänner einigten sich leicht über ein rein defensives Bündniß gegen einen russischen Angriff auf einen von beiden Theilen, dagegen lehnte Andrassy die von Bismarck vorgeschlagene Ausdehnung des Bundes auch auf andere als russische Angriffe ab.

In Oesterreich wie in Deutschland wurde das Bündniß, das sich den Augen des Volkes als die Wiederherstellung einer alten völkerrechtlichen Verbindung darstellte und das Siebzigmillionenreich der großdeutschen Schwärmer von 1848 in einer anderen Form zu schaffen schien, mit lautem Jubel begrüßt: auf allen

Feuilleton.

„Sei wieder gut, Papa!"

Weihnachtsgeschichte von Else Hofmann.

Nachdruck verboten.

„.... und Frieden auf Erden" .....

Die kleine Lisi schlägt die großen, blauen Augen auf, blickt erstaunt an die Decke und vergißt ganz, ihr Morgengebet zu sprechen. Das von hellblondem Haar bedeckte Köpfchen hebt sich ein wenig, und die dicken Händchen umklammern die Gitterstäbe des Bettes. „Wo bin ich denn?" denkt Lisi, „doch nicht zu Hause!" Und wo ist Maria, ihre „große" Schwester? Ihr Bett ist weg, Papas auch, blos das der Mama steht dort. Mama ist aber schon aufgestanden, Lisi sieht, daß ihr rother Schlafrock nicht mehr dort hängt. Plötzlich erkennt Lisi, wo sie ist, und freut sich so sehr darüber, daß sie laut jubilirt, sie ist ja bei Großpapa, oben auf dem Schloß! Dort hängt das Bild, das Lisi kennt, sie hat sich stets davor gefürchtet; es ist der Himmel und die Hölle drauf gemalt! Der Himmel ist ja sehr schön, so voll von Engelein mit großen Flügeln. Aber die Hölle, oh, die ist schrecklich, lauter Teufel sind da zu sehen und viel rothes Feuer. Lisi wendet sich weg.

Horch, da spricht Mama mit dem Großväterchen. Jetzt spricht er immer zu und nun — nein weint Mama, weint richtig!

Ein großer Schrecken malt sich auf dem süßen Gesichtchen der Vierjährigen. Sie ist mit Eile über das Gitter geklettert und läuft mit nackten Füßchen zur Thür. Dort bleibt sie stehen und wagt nicht, aufzuklinken. Da, ein neues Schluchzen —, und in der offenen Thür steht die kleine Lisi und ruft jammernd: „Mama!"

Im Nu springt die junge Frau auf, wirft ihr Taschentuch weg und kniet neben der Kindergestalt hin, sie fest an sich pressend. „Mein Herzenskind!" Es ist, als wolle Frau Annemarie jede Frage des Kindes mit Küssen ersticken, als wolle sie es um Alles in der Welt verhüten, daß die Kleine früge noch, noch . . .

Ein banger Seufzer kommt von ihren Lippen.

Annemarie hebt ihr Kind auf den Arm, ruft dem Vater zu: „Wir sagen Dir Guten Morgen, wenn wir frisch gewaschen sind, gelt, kleines Leben."

„Mama", sagt Lisi beruhigt und läßt den Seifenschaum über sich ergehen, „Mama, wo ist denn . . . ."

„Horch, die Kuckucksuhr, Lisi, kennst Du sie noch? Kuckuck, Kuckuck!"

Die Kleine lauscht, dann will sie wieder fragen, sagt aber blos: „Mama, Du rumpelst aber!"

Um die blassen Lippen, um die ein Zug lange getragenen Leides liegt, fliegt ein mattes Lächeln. Es ist ja auch thöricht, was sie da thut. Mein Gott, die Frage muß ja immer wiederkehren: wo ist Papa? wo ist Maria? Und die Antwort muß dem Kinde werden: sie sind daheim, und wir sind fort!

Frau Annemarie kämmt die kurzen Haare Lisi's, zieht ihr das Kleidchen an, legt die weiße Schürze darüber und geht mit der Kleinen an der Hand in das Wohnzimmer.

„Guten Morgen, Großpapa!" Da kletert die lebendige, immer vergnügte Lisi auf das Sofa und umhalst den alten Herrn mit dem weißen Haar. Er küßt den rosigen Kindermund zärtlich und tauscht einen innigen Blick mit seiner Tochter.

„Bleiben wir lange bei Dir, Großpapa?" fragt Lisi. Statt aller Antwort fragt er:

„Möchtest Du immer hier bleiben, mit Mama?"

Die Kleine besinnt sich nicht, ruft sogleich: „Ach ja! Aber —" setzt sie nachdenklich hinzu, „nur, wenn Papa und Maria auch herkommen!"

Plötzlich legt sie die angebissene Semmel hin und weint bitterlich, dabei rufend: „Wo ist denn mein Papa?"

Furchtbare Anklage aus Kindermund!

„Er ist mit Maria zu Hause, mein Liselchen, und — und er kommt später und holt Dich und die Mama!" sagt der alte Herr und sieht seine Tochter nicht an.

Die Kleine beruhigt sich bei dieser Aussicht, sagt noch: „Aber bald!" und trinkt ihre Milch. — — —

Wie oft seit ihrer Verheirathung, seit sieben Jahren also, ist Annemarie hier bei ihrem Vater gewesen, eine glückliche junge Frau. Die Mutter, die wenige Wochen nach ihres einzigen Kindes Geburt starb, konnte sich am Glück der Tochter nicht mehr freuen. Um so inniger gestaltete sich das Verhältniß zwischen dem verwittweten Mann und seiner Tochter.

Annemarie's Vater bewohnte als Amtsrichter einen Theil des Schlosses, dessen herrschaftliche Räume nur selten auf einige Tage benutzt worden. In dem stillen Schloßgarten hatte die kleine Annemarie ihre Sommer verlebt, später tummelten sich ihre eigenen Kinder da. Es war für die junge Frau stets eine glückliche Zeit, die sie in den trauten Räumen des altersgrauen Schlosses zubrachte, in innigem Zusammenleben mit dem Vater. Ihr Mann hielt es vor Sehnsucht nach Weib und Kind selten lange aus, er überließ seine Fabrik bewährten Händen und kam. Nun erst war Annemarie's Glück voll. Sie wanderte am Arm ihres Mannes durch die Berge, die Kinder spielten daheim unter sicherem Schutz oder sie liefen jubelnd neben den Eltern her. Waren das herrliche Stunden gewesen! Es hatte keine glücklichere Menschen gegeben als Annemarie, Fritz und den alten Vater.

Dieser hatte, als sein Kind sich vermählte, der Zukunft bange entgegengesehen, seine Annemarie war verwöhnt, verwöhnt als kleine Schloßherrin, als einziges Kind, als selbstständiges Mädchen, dem man zu Liebe gethan hatte, was man ihm an den Augen absehen konnte. Wird sie den Täuschungen, die in jeder Ehe kommen, gewachsen sein? Wird sie so glücklich bleiben, wie sie war, als man ihr den Brautkranz in das blonde Haar legte? Sie ist als Beamtentochter aufgewachsen, wird sie sich in den kaufmännischen Kreisen wohlfühlen? Da hatte das Vaterherz sich gesorgt; jeden Brief, der die zierliche Schrift Annemarie's zeigte, hatte er mit Bangen geöffnet. Gottlob, sie hatten alle von Glück geathmet, diese Briefe aus dem schönen Heim der großen Stadt, in der sein Kind lebte.

„Ich habe den besten Mann und den besten Vater!" so schrieb die junge Frau.

Als Maria ihre dunklen Kinderaugen öffnete, gewann das Glück noch eine neue Seite.

„Wenn Mama das erlebt hätte!" war da oft in ihren Briefen zu lesen.

Dann — als der Frühling seine Blüthen über die Welt schüttete — war Annemarie plötzlich mit ihren Kindern bei dem überraschten Vater angekommen. Ihr Gesicht zeigte eine nervöse Unruhe, ihre Augen sahen verweint aus. Sie habe schreckliche Sehnsucht nach dem Vater, der Heimath gehabt, hatte sie am Hals des alten Mannes diesem leise zugeflüstert. Ihm war unsäglich weh ums Herz. Es rüttelte etwas am Glück der Tochter, das er fest gewähnt hatte bis an das Ende ihrer Tage!

„Weiß Fritz, daß Du . . ." fragte er halblaut zurück.

Annemarie nickte und sagte: „Er hat mich auf zwei Wochen freigegeben, damit ich gesunde in der Heimathsluft, wie er meinte!"

Annemarie hatte bitter aufgelacht. Und später, am Abend, als die zwei kleinen Mädchen schliefen, war die Stunde gekommen, wo die junge Frau dem Vater ihr Herz ausschüttete.

„Kein Licht!" hatte sie gebeten, als der Vater die Lampe anzünden wollte. Er streichelte im Vorbeigehen zärtlich ihr Haupt. Da haschte sie nach seiner Hand und legte ihr thränenfeuchtes Gesichtchen darauf. Sein armes Kind!

Durch das große hohe Gemach mit den alterthümlichen Möbeln, den vergilbten Bildern an der Wand, waren die Schatten breiter und breiter gehuscht, während draußen die Frühlingsnacht über die Welt sank.

„Fritz ist mir nicht treu!" Wie ein Aufschrei klang es. Unfaßbar waren diese Worte dem alten Mann. Sein armes Kind betrogen?

„Wie bist Du zu so furchtbarem Verdacht gekommen, Annemarie?"

Sie erzählte Alles, wie Fritz des Abends zu einer bestimmten Stunde auszugehen angefangen habe, was ihr am Anfang ganz unverdächtig erschienen war. Er steckte den ganzen Tag über in den Räumen der Fabrik, trug die Last der Verantwortung auf seinen Schultern, so mochte er sich im Kreis gleichgesinnter Freunde beim Schoppen Bier erholen. Annemarie gehörte nicht zu den Frauen, die es ihren Männern verübeln, wenn sie ihre „Freuden im Wirthshaus suchen". Sie fand es sehr richtig, daß sie seinem geistigen Bedürfniß nicht immer genügen könne, daß er Unterhaltung mit Männern brauche. Aber dann war ihr aufgefallen, daß er es mehrmals sichtlich erschrocken ablehnte, wenn sie ihn ein Stück des Weges begleiten wollte, daß er ernst und nichts weniger als angeregt heimkam. Und einmal hatte er nach „armen Leuten" gerochen, so nach Moder. Annemarie hatte geschaudert; sie hatte einen wahren Hunger nach Schönheit. Nur nichts Häßliches sehen. Wo mochte Fritz hingehen, wo diese Abendstunden verbringen? Annemarie war ihm einmal heimlich nachgeschlichen. Aber er mußte ihre Nähe gefühlt haben. Plötzlich war er in einen der an jenem Platz haltenden Wagen gestiegen und davongefahren. Und da hatte sie es ihm endlich ins Gesicht geschleudert: „Du hintergehst mich!" Er war wie von einem Schlag getroffen worden, dann hatte er mit einer Milde und mit einer Stimme, die Annemarie ins Innerste gedrungen war, gesagt: „Geh ein paar Wochen in die Heimath, zum Vater, mein Kind, und werde mir dort gesund!"

„Dahinter steckt ein Geheimniß!" hatte der Vater gesagt, und die junge Frau hatte diesen Ausspruch zu ihren Gunsten gedeutet und gerufen: „Nicht wahr? Ein niederes Geheimniß! Aber ich werde dahinterkommen! Oh, er wird jetzt vorsichtig sein!"

„Soll ich ihm schreiben oder zu ihm fahren?" fragte der Vater.

„Nein, nein!" hatte Annemarie abgewehrt, „ich werde das allein durchkämpfen!"

Der Sommer war vorübergegangen, Annemarie schrieb beruhigter, ihr Mann umgab sie mit der größten Liebe. Schon oft hatte sie sich geschämt über die häßlichen Worte, die sie ihm gesagt hatte.

Der Herbst kam, und jetzt war Weihnachten vor der Thür. Es schneite. Der Marktplatz vor dem alten Schloß war weiß, die Dächer weiß und in den Bergen wehte der Wind den Schnee fußhoch.

Da, gestern Abend, war Annemarie wieder angekommen, mit dem schlafenden Kind auf dem Arm.

SLUB
Wir führen Wissen.